

BAUNETZWOCHE #547

Das Querformat für Architekten

5. Dezember 2019



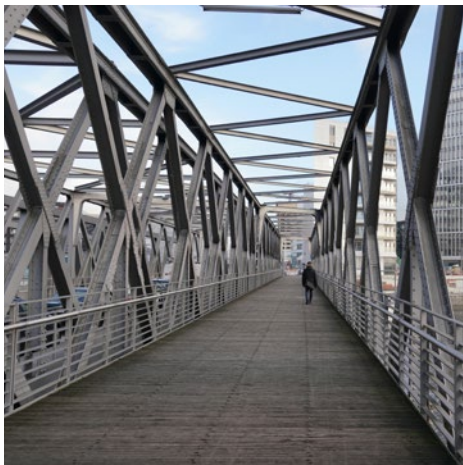
**IMAGINE THE
HAFENCITY** WARUM EIN
STADTTEIL EINE EIGENE KURATORIN BRAUCHT

**MUMOK
WIEN**

Eine App bringt
das Museum in
Bewegung

DIESE WOCHE

Kunst und Kreativität spielen im Stadtdiskurs vor allem dann eine Rolle, wenn es um die – meist unerwünschte – wirtschaftliche Aufwertung alter Viertel geht. In der Hamburger Hafencity liegt die Sache etwas anders. Das Schöne, Neue und oft auch Teure ist dort der Istzustand, während es umgekehrt an Charme und Patina fehlt. Fürs Flair ist seit 2017 Ellen Blumenstein zuständig: als hauptamtliche Kuratorin des Quartiers. Höchste Zeit für ein Gespräch über das spannungsvolle Verhältnis von Kultur und Stadtentwicklung – und die Freiräume, die bei allem Kalkül trotzdem entstehen.



6 Imagine the Hafencity Warum ein Stadtteil eine eigene Kuratorin braucht

Ellen Blumenstein im Gespräch mit Florian Heilmeyer

3 Architekturwoche

4 News

20 Bild der Woche

Titel: Der Dalmannkai wird von der Elbphilharmonie gekrönt.

Foto: Miguel Ferraz, Hafencity Hamburg GmbH

oben: Die Magdeburger Brücke verbindet das Überseequartier mit dem Elbtorquartier. Foto: Elbe&Flut © Hafencity Hamburg GmbH

Heinze GmbH | NL Berlin | BauNetz

Geschäftsführer: Dirk Schönning

Gesamtleitung: Stephan Westermann

Chefredaktion: Friederike Meyer

Redaktion dieser Ausgabe: Florian Heilmeyer, Stephan Becker

Artdirektion: Natascha Schuler



Keine Ausgabe verpassen mit dem Baunetzwoche-Newsletter. Jetzt abonnieren!



Marcel Breuer, Martha Erps, Katt Both und Ruth Hollos

Foto: Stiftung Bauhaus Dessau (Besitz Scan) /
© (Consemüller, Erich) Consemüller, Stephan

FREITAG

Ein Studienratgeber fürs Bauhaus? Google hilft. Im Rahmen des Projekts „Bauhaus Everywhere“ geht es um Grundsätzliches: „How to apply, the teachers, and the legendary parties“. Ebenfalls nicht ganz unwichtig: „How to Dress Like a Bauhaus Student“ und „How to Decorate Your House, Bauhaus-Style“. Was – #inspoforall – nach einer etwas anbietenden Form der Wissensvermittlung klingt, hat zumindest eine handfeste Basis: Über 10.000 Objekte und Archivalien können dank Google erstmals am Bildschirm erforscht werden, digitalisiert wurden in maßgeblicher Zusammenarbeit mit der Stiftung Bauhaus Dessau sogar über 14.500 Gegenstände. In 45 Online-Präsentationen werden außerdem thematische Schwerpunkte vom Bauhaus-Gebäude selbst bis hin zur Tapeten- und Webkunst gesetzt. Und da darf der studentische Alltag natürlich nicht fehlen. *sb*

www.artsandculture.google.com

NEWS

BAUNETZ WISSEN

MEHR SCHATTEN!



Foto: Earl Carter

Als verschwenderisch könnte die 30 mal 30 Meter große Dachfläche angesehen werden, angesichts der gerade mal 155 Quadratmeter Wohnraum, die sie überdeckt. Der Standort im australischen Barrabool aber, einer landwirtschaftlich geprägten Gegend westlich von Melbourne, liefert genügend Gründe für die ausgedehnte Konstruktion aus Stahl und Holz. Der Schutz vor Sonne und Wind steht hier im Vordergrund. Dafür nutzten Sean Godsell Architects beim *House in the Hills* die Topografie: Die Räume sind rechtwinklig zueinander aufgereiht und in den Hang gebettet, überlagert von der raumgreifenden, leichten Struktur als Windbrecher und Schattenspendler für Haus und Hof.

www.baunetzwissen.de/sonnenschutz

50 JAHRE HUGO-HÄRING- PREIS AUSSTELLUNG IN STUTTGART



Foto: Wilfried Dechau - Pfingstbergkirche in Mannheim von Carlfried Mutschler

Einen „Zweiten Blick“ wagt der Wechselraum in Stuttgart mit seiner Ausstellung zu 50 Jahren Hugo-Häring-Preis. Gezeigt wird eine Auswahl von 38 prämierten Gebäude. Der Fotograf Wilfried Dechau hat diese hierfür neu fotografiert. Viele der Bauten – darunter die Staatsgalerie von James Stirling, die Pfingstbergkirche von Carlfried Mutschler oder das Progymnasium von Günter Behnisch – stehen heute noch gut da. Andere sind durch geänderte Nutzungen oder neue Nachbarbauten etwas in Bedrängnis geraten. Dechau orientiert sich oft an historischen Fotos und thematisiert damit auch den stilisierenden Blick der Architekturfotografie. *Bis 24. Januar 2020*

www.wechselraum.de

DEAR MAGAZIN ARCHITEKTUR DER SCHWERELOSIGKEIT

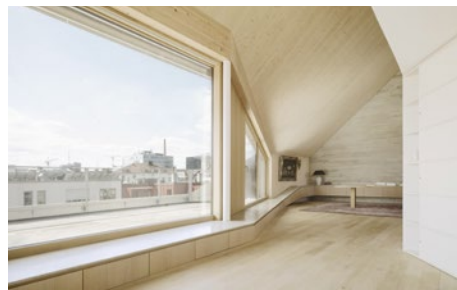


Foto: Brigida González

Eine hochwertige Erweiterung, großzügige Außenräume und Terrassen mit Ausblicken in alle Himmelsrichtungen: So klang das Briefing für die Dachaufstockung für eine 4-köpfige Familie in der Münchner Maxvorstadt. Was sich luftig-leicht anhört, erforderte jedoch tiefgreifende Umbauten und ein Konzept komplexer Geometrien. Damit die Architekten Isabella Leber und Martin Pool die fünfte Ebene auf zweieinhalb Geschosse erweitern konnten, mussten sie zunächst an die Substanz des Wohn- und Bürogebäudes aus den Achtzigerjahren. Sie schafften es, die Natur ins Innere zu holen und schufen eine Architektur, die sich zum Himmel öffnet und die alpine Landschaft imitiert.

www.dear-magazin.de

VIVID PLANET 2019
LP architektur
NEUBAU

ARCHITEKTUR ENTDECKEN
BaunetzMaps

_Bauphysik

Blower-Door-Test
Glaser-Verfahren
Hysterese
Pettenkofer-Wert
Sabinesche Formel

... noch Fragen?

Baunetz_Wissen_



IMAGINE THE HAFENCITY

WARUM EIN STADTEIL
EINE EIGENE KURATORIN BRAUCHT

Ellen Blumenstein ist seit 2017 Kuratorin für die Hafencity.
Foto: Jork Weismann

IMAGINE THE HAFENCITY

WARUM EIN STADTTEIL EINE EIGENE KURATORIN BRAUCHT

VON FLORIAN HEILMEYER

Die Hafencity in Hamburg ist ein Stadtteil der Superlative, der von den Machern gern als „Europas größtes innerstädtisches Entwicklungsprojekt“ bezeichnet wird. Zwischen der Elbphilharmonie im Westen und dem nagelneuen Bahnhof Elbbrücken im Osten wachsen seit 2009 Häuser und Quartiere nicht aus dem Boden, sondern aus dem Wasser. Bis zum Ende der 2020er-Jahre soll der ehemalige Freihafen mit eigener Universität und Einkaufsstraße, eigener Shopping Mall, Konzerthalle und Philharmonie ein Zuhause für etwa 15.000 Menschen werden. Als Ort für Experimente ist die Hafencity hingegen nicht bekannt – wie in anderen Neubaugebieten auch,



scheint hier eher alles etwas zu gut und zu genau geplant zu sein. Noch tragen die Neubauten und der Raum dazwischen keine Patina, keine Gebrauchsspuren, die ein Quartier erst zu einem Stück Heimat werden lassen. Und so hat sich die städtische Entwicklungsgesellschaft auf eine ungewöhnliche Versuchsanordnung eingelassen: Hier soll erkundet werden, was Kunst und Kultur zur Entwicklung des Stadtteils beitragen können. 2017 wurde Ellen Blumenstein zur ersten „Kuratorin der Hafencity“ ernannt. Wir haben mit ihr über ihre ersten zwei Jahre an der Elbe gesprochen.



Kunst im öffentlichen Raum von 1982: Die 200 Kilo schwere Bronze-Statue des Künstlers Hansjörg Wagner zeigt den Piraten Claas Störtebeker mit gefesseltten Händen. Das Denkmal steht auf der Uferpromenade am Magdeburger Hafen, vermittelt seine Inhalte aber nur bedingt. Hier sieht Ellen Blumenstein ein Potenzial für zeitgenössische Herangehensweisen. Foto: Elbe&Flut © Hafencity Hamburg GmbH



Frau Blumenstein, Sie waren bis 2016 Direktorin der Kunst-Werke in Berlin. 2017 sind Sie auf einer neu geschaffenen Stelle zur ersten „Kuratorin der Hafencity“ geworden. Die Hafencity ist immer noch ein Stadtteil im Entstehen, in weiten Teilen eine große Baustelle. Dennoch hört man immer wieder den Vorwurf, es sei hier „öde“. Ist es nun also Ihr Job, sich um diese Ödnis zu kümmern?

Ellen Blumenstein: Soweit ich die Vorgeschichte kenne, gab es vor allem zwei Gründe für die „Erfindung“ einer Hafencity-Kuratorin. Erstens wurden sehr früh große Kulturveranstaltungen im Stadtteil unterstützt, etwa das Off-Festival „subvision“, das 2009 in Überseecontainern stattfand. Das Theaterzelt des Thalia Theaters stand mehrere Sommer in der Hafencity und zeigte zum Beispiel Schorsch Kameruns Revue „Vor uns die Sintflut“. Seit 2010 findet regelmäßig das zweitägige Elbjazz-Festival statt. Dabei lag Fokus aber auf der einzelnen Veranstaltung. Ein inhaltlicher Zusammenhang, eine verbindende übergreifende Idee fehlte. Zweitens gehen bei der Hafencity GmbH immer wieder Anfragen bezüglich möglicher Veranstaltungen ein. Weil die Entwicklungsgesellschaft aber mehr planerische als kulturelle Kompetenzen hat, wurde schon sehr früh über eine solche Position gesprochen. Daraus wurde schließlich meine Stelle.

Geht es also vor allem darum, Veranstaltungen thematisch zu verknüpfen und zu entscheiden, was zur Hafencity passt?

Nein. Vorrangig geht es um die Entwicklung eines eigenen Konzepts, mit dem die Hafencity als „kultureller Ort“ sichtbar wird. Ein solches Konzept habe ich mit „Imagine the City“ vorgeschlagen. Was mich daran besonders interessiert, ist die Möglichkeit, Kulturprojekte jenseits institutioneller Vorgaben zu entwickeln und Themen über mehrere Jahre vor Ort und mit vielen unterschiedlichen Akteuren bearbeiten zu können. Ziel ist es, in den städtischen Alltag zu intervenieren und ungewohnte Perspektiven auf das urbane Gefüge und seine Strukturen zu ermöglichen.

Das Leben findet man in der Hafencity zwar nicht unbedingt auf der Straße, dafür aber zumindest auf dem Dach: Die Katharinschule ist eine Ganztages-Grundschule am Sandtorpark, entworfen von Spengler & Wiescholek. Foto: Elbe & Flut © Hafencity Hamburg GmbH

Zwischen den Neubauten öffnen sich immer wieder kleine Grünflächen und Parkanlagen, wie hier der Sandtorpark am Großen Grasbrook. Das Bürohaus links im Bild stammt von Richard Meier & Partner. Foto: Elbe&Flut © Hafencity Hamburg GmbH

WIR WOLLEN NICHT BAULICH EINGREIFEN, SONDERN IN BESTEHENDE RÄUME EINE GEISTIGE BEWEGUNGSFREIHEIT EINFÜHREN.



Was bedeutet das konkret? Bislang sind zwei Projekte entstanden: 2018 das „Public Face“ von Julius von Bismarck, Benjamin Maus und Richard Wilhelmer und dieses Jahr die „Bienenkapelle“ von Terence Koh. Lassen sich daran die grundsätzlichen Themen ablesen?

Auf jeden Fall. Public Face ist ein sieben Meter hohes Smiley aus Stahl und Neonröhren auf der Kibbelstegbrücke. Diese Brücke führt durch die Speicherstadt direkt auf die Magellan-Terrassen und damit zu einem der zentralen Plätze der westlichen Hafencity. Public Face drückt verschiedene Stimmungen aus, der Gesichtsausdruck variiert von fröhlich, überrascht oder wütend bis traurig. Dafür werden Standbilder von mehreren Sicherheitskameras im öffentlichen Raum mit einer Software ausgewertet, die die Gesichter der Menschen im Bild „liest“. Das Smiley zeigt dann den ständig aktualisierten Mittelwert aus diesen Stimmungen. Das macht Freude beim Zuschauen, gleichzeitig wird aber der massive routinierte Eingriff etablierter Technologien in die Integrität des Einzelnen sichtbar. Public Face ist also auf mehreren Ebenen lesbar und kann zum Nachdenken anregen, ohne dabei allzu didaktisch zu wirken.

Das Public Face ist an einem prominenten Ort positioniert. Gerade nachts kann man es kaum übersehen. Die Bienenkapelle von Terence Koh war hingegen ziemlich gut versteckt.

Terence Koh war einer der ersten Künstler, die ich in die Hafencity eingeladen hatte, um hier ein Projekt zu entwickeln. Er schlug vor, seine Skulptur „Bee Chapel“ für Hamburg zu modifizieren: Das ist ein konisches, gelbes Objekt, das man einzeln betreten kann, und in der Spitze wohnt ein Bienenvolk. Terence schlug vor, um die Kapelle herum eine Installation zu bauen und selbst darin für mehrere Wochen zu wohnen. Ursprünglich sollte sie auf einem Schiff stehen und von einem Blumen- und Kräutergarten umgeben sein, aber das stellte sich als sehr schwierig heraus: Auf dem Wasser hat die Hamburg Port Authority das Sagen und die versteht die Elbe als reinen Wirtschaftsraum. Der laufende Betrieb darf nicht eingeschränkt werden, und gerade auf künstlerische Eingriffe ist dort niemand sehr erpicht. Wir waren schon beim Smiley mit unterschiedlichen Kontrollinstanzen des öffentlichen Raums konfrontiert. Dort ging es um den Luftraum über einer Brücke, hier um den Zugang zum Wasser, und immer



Das gewaltige Transatlantikschiiff Queen Mary 2 steht wie ein weiteres Gebäude neben dem Marco-Polo-Tower und dem Unilever-HQ. Das Hamburg Cruise Center steht direkt dahinter. Foto: Elbe&Flut © Hafencity Hamburg GmbH



Das Quartier Sandtorkai/Dalmanncai war das erste fertiggestellte Quartier der Hafencity. Blick über den Sandtorpark und den Grasbrookhafen bis zur Elbphilharmonie.

ist die entscheidende Frage: Finden wir jemanden, der Lust hat, sich auf ein solches Experiment einzulassen? Denn ohne jemanden innerhalb der Struktur, der mitmacht, geht gar nichts.

Jedenfalls haben wir einen sehr schönen Ort am Magdeburger Hafen gefunden. Dort stehen drei große Trauerweiden, eingerahmt von einem Bürogebäude und einer Brücke, gegenüber ist eine riesige Baustelle. Unter einer dieser Weiden hat Terence seine Kapelle platziert, so dass sie vor Sonne und Regen geschützt war. Im vorderen Bereich installierten wir einen Garten mit Wildkräutern für die Bienen und für Tee. Der Garten war permanent zugänglich, nur die Bienenkapelle hatte beschränkte Öffnungszeiten. Hinter einem natürlichen Vorhang aus Weidenzweigen lag dann der „private“ Bereich, in dem Terence einen Monat lang gelebt hat. Dort gab es eine provisorische Kochstelle, ein durch ein Zeltdach geschütztes Bett und eine alte Jolle, ein sogenannter Pirat, das als Tisch und Versammlungsort diente. Terence hat die Gabe, ganz



Blick von den Magellan-Terrassen über den so genannten Traditionsschiffhafen zur Elbphilharmonie. Die Hafencity GmbH nennt diesen Ort „großstädtisch und maritim zugleich“. Beide Fotos: Elbe&Flut © Hafencity Hamburg GmbH

unvoreingenommen auf Menschen zuzugehen. So ermöglicht er Begegnungen, die sonst höchst unwahrscheinlich wären.

Wer kam dort zu Besuch?

Sehr viele, sehr unterschiedliche Leute. Terence Koh war in den 00er-Jahren international extrem erfolgreich und hat mit Marina Abramović oder Lady Gaga gearbeitet. Er stand für extravagante Installationen und Performances, gestaltete alles ausschließlich in Weiß. Nach ein paar Jahren hat er sich dann völlig aus der Kunstwelt und dem dazugehörigen Lebensstil zurückgezogen. Es gab also das „Profipublikum“, das seinen Namen kannte. Dann schauten Touristen, Nachbarn und Passanten vorbei, die den Ort zufällig entdeckten. Und es gab die Bienen-Fans, die über den Imker, mit dem wir gearbeitet haben, von dem Projekt erfahren hatten und in erster Linie die Bienen sehen wollten, nicht Terence.

Diese Leute waren sozusagen nicht darauf vorbereitet, in einem kleinen Bienen-garten auf ein Kunstprojekt zu stoßen.

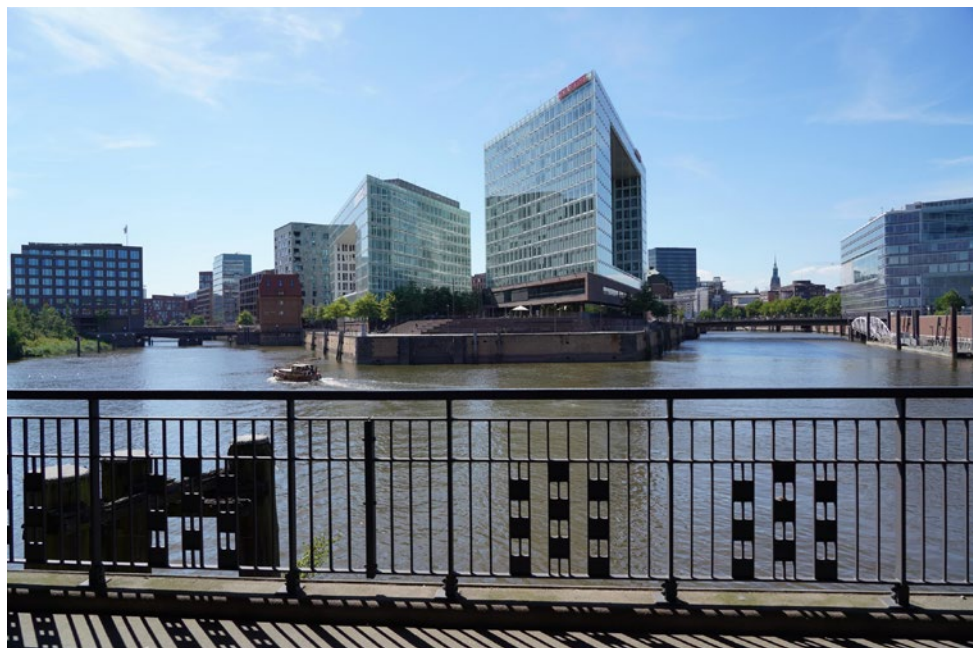
Genau, das ist ein wichtiger Punkt. Anders als in Kunstinstitutionen erwarten die Menschen im öffentlichen Raum keine Kunst. Das heißt, man kann sie überraschen. Terence war einfach immer da, ist auf jeden freundlich zugegangen und hat ihn oder sie mit „Hi, are you here to visit the bee chapel?“ begrüßt. Wenn sich ein Gespräch entwickelte, hat er die Besucher hinter den Weidenvorhang eingeladen, Tee für sie gekocht, Honig angeboten oder einfach nur mit ihnen gesessen und aufs Wasser geschaut. Manche kamen immer wieder. Irgendwie war der Ort verzaubert, weil Terence nicht im traditionellen Sinne performte, sondern eher wie Joseph Beuys einen Möglichkeitsraum hergestellt hat, der nichts vorgab. Die „Bee Chapel HafenCity“ war für alle Wünsche offen, aber diese konnten – und mussten – von jedem selbst formuliert werden. Eine soziale Skulptur im besten Sinne, bei der es nicht um den Künstler ging, sondern um die Erfahrung, die durch ihn möglich wird.

Die Gespräche, die Koh dort geführt hat, wurde in diesen auch speziell über die Hafencity geredet?

Nein. Terence hatte keinen konkreten Auftrag oder Plan, die Gespräche wurden nicht aufgezeichnet, und er wollte auch nicht speziell über Bienen oder über Kunst reden, obwohl sich beide Themen gut als Einstieg für eine Diskussion eignen. Von dort kam man dann auf ganz andere, alltäglichere Dinge. Es war ein Ort ohne bestimmten Zweck.

Die Zweckgebundenheit von Räumen, die Frage nach Sicherheit und Überwachung, nach Kontrolle des öffentlichen Raumes – sind das die zentralen Themen von „Imagine the City“?

Diese und noch mehr. Die Sichtbarmachung von unbewussten Strukturen des öffentlichen Raumes gehört ebenfalls dazu, wie auch die Wertschätzung des Unge-



WIE LASSEN SICH TYPISCHE
SCHWELLENÄNGSTE IM UM-
GANG MIT KUNST ÜBERLISTEN?

Blick von der Oberhafenbrücke auf die östliche Spitze des Brooktorkais mit der Zentrale für den „Spiegel“ von Henning Larsen. Foto: Elbe&Flut © Hafencity Hamburg GmbH

planten und Spontanen. Das sind Anliegen, die sich in den sehr präzise durchgeplanten Räumen der Hafencity geradezu aufdrängen. Und es wäre schön, wenn unsere Projekte helfen, die Menschen, die dort arbeiten, wohnen oder einkaufen gehen, dafür zu interessieren. Bei „Imagine the City“ geht es um Wunschbilder, Marketingbilder, Kunstbilder, Trugbilder... es geht um den Unterschied zwischen „Image“ und „Imagine“. Es geht um eine Erweiterung – beziehungsweise die Ergänzung – bestehender Narrative. Wir wollen nicht baulich in das städtische Gefüge eingreifen, sondern eine geistige Bewegungsfreiheit in bestehenden Räume einführen: Welche Einschränkungen wurden diesen Räumen, bewusst oder unbewusst, auferlegt? Wie zeigen sich die im Alltag? Welche Nutzungen sind nicht vorgesehen, werden aber gebraucht? Und so fort.

Wie groß ist dabei die eigene Bewegungsfreiheit? Sie haben die ökonomischen Interessen der stadteigenen Entwicklungsgesellschaft, der HafenCity Hamburg GmbH, bereits erwähnt, in deren Auftrag Sie arbeiten. Ich nehme an, besonders kritisch kann die Kunst mit dem eigenen Auftraggeber nicht sein?

Da gibt es erstaunlich wenig Reibung. Allerdings interessiert mich Kritik in dieser Form auch überhaupt nicht. Was könnte man schon sagen: Dass in der Hafencity ökonomische Interessen im Vordergrund stehen, dass die öffentliche Infrastruktur dabei zu kurz kommt und dass dabei zu wenig Freiräume entstehen? Diese Einwände wurden allesamt vorgebracht und sie stimmen in dieser Form nur begrenzt. Die Zusammenhänge sind komplexer, als es die oberflächliche Betrachtung suggeriert. Es wäre doch sinnlos, diese Ressentiments zu wiederholen, nur um sich kritisch zu positionieren. Aber ich verstehe es schon als unsere Aufgabe, die Dinge zu adressieren, die nicht gut funktionieren, über die möglicherweise noch nicht gesprochen wurde oder die keiner bislang im Blick hatte. Sozusagen als institutionalisierter Blind Spot. Das kann dann schon eher Widerstand an der einen oder anderen Stelle provozieren, weil die Intervention an unerwarteter Stelle geschieht. Aber grundsätzlich entstehen unsere Produktionen im Dialog mit der Stadt und den Planern, den Behörden und den Investoren. So gewinnt unsere Arbeit viel eher an Schärfe.

„Public Face“ ist ein neun Meter hoher Smiley, der die aktuelle Stimmung im Stadtteil darstellt. Die Installation von Julius von Bismarck, Benjamin Maus und Richard Wilhelmer ist mit den Sicherheitskameras im Stadtteil verbunden und wertet mit einem speziellen Programm die Gesichter der Menschen aus, die von den Kameras erfasst werden. Foto: Carsten Dammann



Östlich des Magdeburger Hafens folgt das Elbtorquartier um die breite Shanghaiallee, die auf die HafenCity-Universität zuläuft (unten im Bild, von Code Unique). Rechts der Lohsepark von Vogt Landschaftsarchitekten mit der Gedenkstätte „Hannoverscher Bahnhof“. Luftbild: Fotofrizz © HafenCity Hamburg GmbH

Wie beurteilt die HafenCity GmbH denn den Wert Ihrer Arbeit?

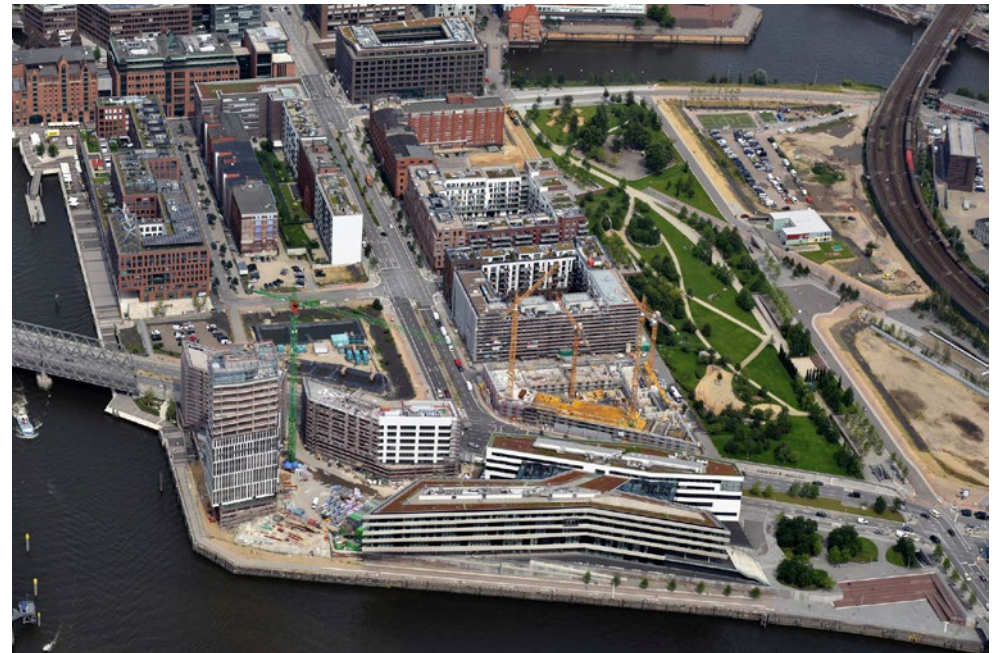
Tja, das müssen Sie eigentlich die Kolleg*innen fragen. Ich nehme die Reaktionen auf mich und das Programm gemischt wahr, was vermutlich vor allem daran liegt, dass wir in sehr unterschiedlichen Strukturen denken und arbeiten. Eine privatwirtschaftlich organisierte Stadtentwicklungsgesellschaft hat – anders etwa als eine Kulturbehörde – keine Erfahrungen mit und kein Wissen über Abläufe in der Kulturarbeit. Das bedeutet, dass nichts von dem, was im Museum selbstverständlich erscheint, in diesem Kontext selbstverständlich ist. Es sind gerade die impliziten Voraussetzungen unserer Arbeit, die wir neu verhandeln müssen, und genau das interessiert mich! Der Grundkonflikt besteht aus meiner Sicht darin, dass ökonomische Argumente für uns nicht nur irrelevant sind, sondern wir gerade versuchen, Perspektiven einzunehmen, die dazu Alternativen ermöglichen. Aber diese Auseinandersetzung wird innerhalb des traditionellen Kunstbetriebs genauso ausgetragen – etwa, wenn ausschließlich quantitative Kriterien herangezogen werden: wie groß war die Ausstellung, wie viele Besucher kamen, wie viele Künstler stellten aus etc. – um den Erfolg oder Misserfolg einer Institution zu evaluieren. Konkret war das Feedback auf den Smiley und die Bienenkapelle durchweg positiv bis begeistert.

Ihr Vertrag ist gerade um drei Jahre verlängert worden. Das ist dann wohl ein gutes Zeichen?

Ich empfinde das als sehr großen Vertrauensbeweis.

Allerdings wird die Stelle künftig an den Verein „Kunst und Kultur in der HafenCity e.V.“ angebunden. Bedeutet das einen Vertrauensverlust?

Am Aufbau des Vereins war ich zentral beteiligt. Ursprünglich wurde meine Position wie eine klassische Architekten- oder Ingenieurleistung als zweistufiges Verfahren ausgeschrieben. Die HafenCity GmbH hat dann einen auf zwei Jahre begrenzten Werkvertrag mit mir abgeschlossen, der auch den Leistungsumfang definierte. Daraus folgte, dass das Geld direkt auf mein Konto überwiesen wird und ich sozusagen als



Ellen-Blumenstein-GmbH wirtschaftlich in Eigenverantwortung Kultur produziere sollte. Das funktioniert für die Entwicklung eines Kulturprogramms natürlich nur begrenzt. Für die Drittmittelakquise und die Verwaltung der Gelder beispielsweise braucht es eine gemeinnützige Trägerstruktur, und als Kuratorin will ich auch keinen gewinnorientierten Geschäftsbetrieb leiten. Im vergangenen Mai haben wir deshalb den Verein „Kunst und Kultur in der Hafencity e.V.“ gegründet, in dem auch die Geschäftsführung der Hafencity GmbH und einige wichtige Unterstützer als Gründungsmitglieder vertreten sind. Der Verein beauftragt mich zunächst für weitere drei Jahre. Das gibt mir ab Januar 2020 hoffentlich die Möglichkeit, mich weniger mit Strukturfragen und mehr mit künstlerischen Themen zu beschäftigen.

Wie ist das finanziell geregelt?

Das Projekt ist mit 225.000 Euro im Jahr ausgestattet, daran ändert die Vereinsgründung nichts. Darin sind alle Gehälter und Nebenkosten enthalten, und als gemeinnütziger Verein verlieren wir zusätzlich 19 Prozent Umsatzsteuer, weil wir nicht abzugs-



berechtigt sind. Wir agieren also einerseits zumindest indirekt im Auftrag der finanziell gut aufgestellten GmbH, haben andererseits aber kaum eigenes Geld. Also müssen wir für jedes Projekt öffentliche Fördermittel und zusätzliche Sponsorengelder einwerben, was nicht so einfach ist. Aber wenn wir als Kulturschaffende Gewicht in der Auseinandersetzung um den gemeinschaftlichen Raum haben wollen, dann müssen wir so unabhängig wie möglich agieren können. Und solche Korrekturen zu stärken ist die Aufgabe von Förderinstitutionen. Mit unseren Projekten im städtischen Raum der Hafencity erreichen wir mehr Menschen als jedes Museum – und ein breiter gemischtes Publikum noch dazu. Auch darum bemühen sich andere schon länger erfolglos. Leider sehen einige private und öffentliche Fördergeber bislang nicht ein, warum sie einen Verein unterstützen sollen, der Stadtentwicklungsinteressen vertritt. Daran arbeiten wir noch.

Die „BeeChapel“ von Terence Koh bei ihrem Gastspiel 2019 in einem verwunschenen Garten am Rande der Großbaustelle Hafencity. Vier Wochen lebte Koh in der Installation der „Bienenkapelle“ am Magdeburger Hafen. Foto oben: Henning Rogge, Fotos links: Elbe & Flut, Thomas Hampel



Ehrlich gesagt verstehe ich das auch nicht. Die Hafencity wird überall als Stadtteil der Superlative beworben, „Europas größtes innerstädtisches Stadtentwicklungsprojekt“ mit der schönsten Philharmonie, dem Elbtower als höchstem Gebäude Hamburgs, der Vattenfall-Zentrale, dem Spiegel-Gebäude und so weiter. Allein für das südliche Überseequartier, das komplett durch das französisch-amerikanische Konsortium Unibail-Rodamco-Westfield errichtet wird, wird eine Investitionssumme von einer Milliarde Euro genannt. Die HafenCity-Kuratorin aber agiert mit einer winzigen Summe. Müsste der Ansatz nicht sein, hier das „größte und am besten ausgestattete Kulturprogramm Europas“ zu schaffen? Ein Kunstprojekt der Superlative?

Das wäre schön (lacht). Tatsächlich gab es Diskussionen, ob man die Investoren zu einer anteiligen Abgabe für die Kultur im Stadtteil bewegen könnte...

... wie der Passus bei den Bundesbauten, ein Prozent der Bausumme für „Kunst am Bau“ zu verwenden.

Ja genau, selbst 0,1% der Investitionen würde hier schon eine sehr stolze Summe bedeuten. Diese Idee ist aber gegenwärtig nicht durchsetzbar, weil die Investoren sich schon sehr weit auf die Interessen der öffentlichen Hand einlassen müssen. Bloß sitze ich später mit genau diesen Investoren wieder an einem Tisch, um zusätzliches Geld für unsere Projekte einzuwerben. Meine Handhabe ist dann allerdings gering, denn die Investoren sind zu nichts verpflichtet, und bislang verleiht niemand unserem Anliegen von höherer Stelle Nachdruck. Die Herausforderung besteht dann für uns darin, ein Gespräch auf Augenhöhe zu führen, bei dem das gemeinsame Interesse die Verantwortung für einen lebendigen zivilgesellschaftlichen Raum ist und wir weder als Bittsteller noch als Dienstleister wahrgenommen werden.

Womit wir wieder bei den ökonomischen Interessen wären. Vermutlich würden Sie es sich einfacher machen, wenn Sie glitzernde Kunstwerke mit den zugehörigen Star-Künstlern im Angebot hätten? Ein bisschen Banksy hier, ein bisschen Jeff Koons dort...

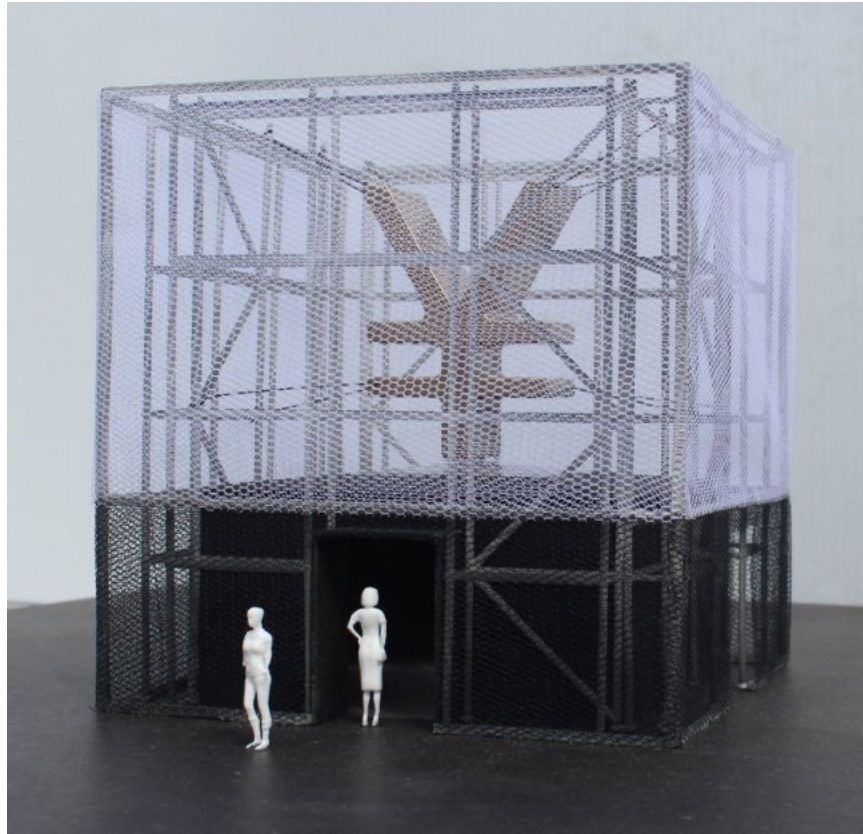
Ach, gegen Jeff Koons habe ich grundsätzlich nichts. Ich glaube, er hat mal eine riesige gelbe Ente über der Elbe aufgehängt. Das finde ich schon einen guten Eingriff. Um

auf diesem Level arbeiten zu können, bräuchten wir aber mindestens eine Zahl mehr vor dem Komma.

Am Störtebeker-Ufer mitten in der Hafencity steht eine zwei Tonnen schwere Störtebeker-Statue aus Bronze von Hansjörg Wagner. Ist das ein Negativ-Beispiel für Kunst im öffentlichen Raum, wie Sie es mit „Imagine the City“ nicht machen wollen?

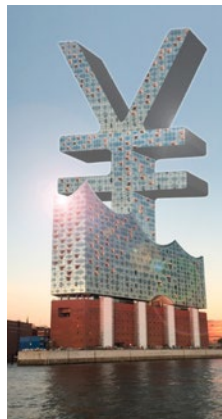
Die Statue wurde 1982 dort installiert, weil Störtebeker in der Nähe hingerichtet worden sein soll. Die Hafencity ist um die Statue herum gewachsen. Ich empfinde die Skulptur überhaupt nicht als störend, viel eher würde ich sagen, dass ihr narratives Potential in der gegenwärtigen Inszenierung nicht ausgeschöpft wird. Eine große Boje in unmittelbarer Nachbarschaft nimmt einen wesentlichen Teil Aufmerksamkeit, es bestehen keine funktionierenden Sichtachsen, die Figur ist nirgends richtig angebunden, kaum jemand nimmt sie überhaupt wahr. Auch das verstehe ich als Teil meiner Aufgabe als Kuratorin: Kunst im öffentlichen Raum sollte mehr sein als Bronzeobjekte auf Plätzen abzustellen – egal, ob es dabei um ein Reiterstandbild oder eine Skulptur von Richard Serra geht. Die Piratengeschichte spricht grundsätzlich viele Menschen an, aber sie vermittelt sich aktuell überhaupt nicht. In diesem Sinne spreche ich aber auch lieber von „Kultur“, nicht von Kunst, weil der Begriff andere Türen öffnet. In „Kultur“ sind alle künstlerischen Genres enthalten, auch Formate, die es so vielleicht noch gar nicht gibt. Ich würde zum Beispiel gern einmal eine Ausstellung in einem Supermarkt organisieren oder mit Greenpeace kooperieren. Auch darum geht es mir mit „Imagine the City“: die Grenzen der Kunstwelt und ihre Codierungen zu verlassen, die oft nur für ein sehr kleines, sehr spezifisches Publikum produziert, und stattdessen zu überlegen, wie sich typische Schwellenängste im Umgang mit Kultur überlisten lassen. Ich glaube, dass sich viel mehr Menschen für kulturelle Inhalte interessieren, als aktuell von Museen erreicht werden.

Frau Blumenstein, ein schönes Schlusswort, vielen Dank für das Gespräch.



Links: Im Sommer 2020 soll vor der Elbphilharmonie ein typischer Informationspavillon aufgebaut werden, der ein künftiges Projekt in der Hafencity vorstellen wird: das „Farsight Center“, ein 30 Stockwerke hoher Aufbau auf der Elbphilharmonie durch chinesische Investoren. Der Pavillon ist eine Arbeit des Künstlers Lawrence Lek. Modellfoto: Andreas Heller Architects, Lawrence Lek, Illustration unten : Ina Hollmann

Unten: Eine weitere Intervention wird im Rahmen von „Imagine the City“ für Herbst 2020 vorbereitet. Entlang der Domachse wird die britische Künstlerin Kate Cooper mehrere Videoarbeiten zeigen, in denen Menschen und Gebäude verschmelzen. Illustration: Kate Cooper / Sibel Bicer



IMAGINE THE CITY

„Eine gute Stadt entsteht durch gute Planung. Aber lebendig wird sie durch unvorhergesehene Nutzungen“, so beschreibt Ellen Blumenstein das Motto ihres experimentellen Programms. An der Schnittstelle von Kultur und Stadtentwicklung sind seit November 2018 Projekte im öffentlichen Raum zu entdecken. Im nächsten Jahr sind weitere Interventionen geplant.

www.kunstundkulturhafencity.de



Das „Public Face“ ist eine Installation von Julius von Bismarck, Benjamin Mats und Richard Wilhelm. Sie ist seit 2018 auf der Kibbelstegbrücke installiert. Foto: Carsten Dammann



ARCHITEKTUR IN BEWEGUNG

Das geplante Museum der Moderne in Berlin mag große bewegliche Tore bekommen, aber üblicherweise sind Immobilien eben gerade nicht für ihre Transformierbarkeit bekannt – von der einen oder anderen Cabrio-Tennishalle vielleicht abgesehen. Das Mumok in Wien geht jetzt in Zusammenarbeit mit dem AR-Studio Artefact einen anderen Weg: Per Handy-App können Besucher*innen die Mauern des Ortner & Ortner Baus in Bewegung bringen. Ein Eckstück schwebt nach oben und lässt so eine virtuelle Bühne entstehen, auf der Ausstellungen und andere Inhalte spielerisch kommuniziert werden können. *sb // Bild: Mumok AR, Visualisierung von Artefact // www.mumok.at*